

EVA STAUCH, **Wenigumstadt. Ein Bestattungsort der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters im nördlichen Odenwaldvorland.** Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 111, Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2004. Teil 1: 306 Seiten, 125 Abbildungen, 45 Tabellen, 9 Tafeln; Teil 2: 258 Seiten, 174 Tafeln.

Merowingerzeitliche Gräberfelder werden gerne als Dissertationsthema vergeben. Die bisherigen Publikationen zeigen zumeist einen einheitlichen Standard und man weiß schon vor dem Aufschlagen des jeweiligen Auswertungstextes, was den Leser ungefähr erwartet. Als ›Frühmittelalter-Archäologe‹ starte ich daher normalerweise mit dem Durchblättern der Tafeln. Dabei gewinnt man schnell den Eindruck, Eva Stauch habe ein eher undankbares Material erhalten: Eine unvollständig untersuchte Nekropole mit einer hohen Beraubungsrate (S. 62: »87 %«) und eher unattraktiven Funden. Dennoch ist es der Autorin gelungen, eine überaus detaillierte Auswertung dieser Nekropole zu erarbeiten. Sie hat nämlich zunächst kurz und präzise die Stärken und Schwächen ihrer Quellen analysiert und ihre Arbeit klar daran ausgerichtet (62 ff.). Während Metallbeigaben (Waffen, Schmuck) zum wohl größten Teil den Grabräubern zum Opfer fielen, haben sich Perlen, Keramik und Kämme in großer Zahl erhalten. Diese Sachgruppen boten sich demnach für eine intensivere Untersuchung an, ebenso aber auch die bei der Ausgrabung dokumentierten Beobachtungen zum Grabbau und zur Beigabendeponierung.

Das bedingte allerdings, dass die Auswertung vom gewohnten Schema abweicht, was aber nicht nur verständlich ist, sondern den Reiz der Arbeit ausmacht. Doch konnte sich die Verfasserin einer genauen Einordnung der einzelnen Beigaben nicht enthalten. Sie findet sich aber im Katalog, der somit – neben der klaren Befund- und Fundbeschreibung – reich an ergänzendem, auswertendem Text ist. Hierbei zeigt sich, dass Stauch souverän mit dem merowingerzeitlichen Fundmaterial umzugehen weiß.

Als roter Faden zieht sich durch die gesamte Arbeit das Bemühen um eine möglichst genaue und umfassende chronologische Einordnung der Gräber. Dazu greift die Verfasserin zum einen auf die ersten 9 bzw. 10 Phasen der von Ursula Koch anhand des Gräberfeldes von Pleidelsheim erarbeiteten ›Süddeutschland (SD)-Chronologie‹ zurück (U. KOCH, Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim [Stuttgart 2001]). Die Phase SD 10 wird inhaltlich um die jüngsten Funde reduziert als Phase Wenigumstadt (WU) 10 bezeichnet. Zeitlich angeschlossen werden die Phasen WU 11–15, deren letzte bis ins 9. Jh. reichen soll. Neben dieser enorm langen Nutzung zeigt das Gräberfeld von Wenigumstadt eine weitere Besonderheit: einen Hiatus im frühen 6. Jh. Diese Unterbrechung wird durch das Fehlen von Funden der Phase SD 4 (510–530 n. Chr.) begründet, aber auch durch deutliche Änderungen beim ›Neueinsetzen‹ in der Phase SD 5. Ob diese Unterbrechung wirklich zwingend nachweisbar ist, würde ich aufgrund der starken Beraubung des Gräberfeldes zumindest vorsichtiger beurteilen, denn gerade die chronologisch empfindlicheren Metallfunde fielen weitgehend den Grabräubern zum Opfer. Es ist zwar auffällig, dass frühe Knickwandtöpfe mit stark einschwingender Oberwand fehlen, doch ist diese Form anscheinend von Frankfurt mainaufwärts insgesamt sehr selten. Drehscheibenware setzt in Wenigumstadt erst in SD 5 ein (z. B. Grab 81), so dass der Hiatus an der Chronologie der handgemachten Keramik hängt. Eine regionale Chronologie dieser Waren könnte vermutlich zusätzliche Argumente liefern (Kleinlangheim; Niedernberg).

Außerdem stellt sich die Frage, warum nach einem Hiatus von einer Generation erneut der gleiche Platz aufgesucht wurde, der zum einen nur wenige Gräber aufwies, zum anderen vermutlich durch ›Renaturierung‹ kaum noch kenntlich gewesen sein dürfte. Wenngleich Stauch dagegen gute Argumente angeführt hat, etwa die Veränderungen bei der ›Neubelegung‹, bleiben bei mir doch gewisse Unsicherheiten bestehen. Vermutlich wären Pollenanalysen geeignet, für die Frage einer möglichen Unterbrechung mehr Sicherheit zu gewinnen, zumal im letzten Kapitel der postulierte Hiatus auf den gesamten Bachgau ausgeweitet wird (S. 302).

Der Argumentationsstrang wird von Stauch bei der Auswertung der Keramik – einem der Schwerpunkte der Arbeit – weitergeführt. Ihre besonders sorgfältige Vorlage kann neue Maßstäbe setzen. Bei der detaillierten Untersuchung zu den Rollrädchen greift Stauch

eine richtungweisende Arbeit von Robert Koch auf, die bislang leider nur wenige ›Nachahmer‹ gefunden hat (R. KOCH, Absatzgebiete merowingerzeitlicher Töpfereien des nördlichen Neckargebietes. *Jahrb. Hist. Ver. Heilbronn* 27, 1972, 31 ff. – Vgl. F. SIEGMUND, Merowingerzeit am Niederrhein [Köln/Bonn 1998] 134 f.). Daran anschließende Materialvorlagen könnten eine wertvolle Basis legen, um Fragen des Keramikhandels auf eine tragfähige Basis zu stellen. Auch die genauen Beschreibungen der unterschiedlichen Herstellungsverfahren und der ›Warenarten‹ sind in diesem Kontext zu erwähnen.

In Bezug auf den postulierten Hiatus schließt sich eine interessante Interpretation der Keramik vom Typ Wenigumstadt der Phase SD 5 an. Eva Stauch meint hier aufgrund der Kombination mehrerer herausgestellter Form- und Verzierungselemente deutliche Einflüsse aus dem angelsächsischen Raum zu erkennen (S. 116 ff.). Sie vermutet daher, Neusiedler aus diesem Gebiet hätten nach dem Hiatus das Gräberfeld erneut genutzt. Die Gegenüberstellung von Gefäßen aus England und Holstein mit solchen des Typs Wenigumstadt vermag aber zumindest mich nicht zu überzeugen. Vor allem die Gefäßformen unterscheiden sich deutlich, und auch der geradezu charakteristische Kerbstich fehlt im Norden. Die bisherigen Ansätze zur Herleitung der Gefäße aus dem elbgermanisch, thüringisch-langobardischen Raum halte ich für besser nachvollziehbar, sowohl für die Gefäßformen als auch in Bezug auf die Verzierungstechnik und -muster (vgl. z. B. U. GROSS, Zur merowingerzeitlichen Besiedlungsgeschichte an Tauber, Kocher und Jagst. *Denkmalpfl. Baden-Württemberg* 22, 1993, 220 ff. bes. Abb. 4 und 5). Bezüge zu diesen Gebieten sind im 6. Jh. in Süddeutschland häufiger nachzuweisen, so dass sich die Befunde aus Wenigumstadt zwanglos einordnen ließen. Die Beobachtung, dass »fast ein Drittel der Bestattungen mit Keramik vom Typ Wenigumstadt Brandbestattungen waren, also einem Ritus folgten, der im frühen 6. Jh. völlig unüblich war, in England und Norddeutschland hingegen die Regel« (S. 124), verliert an Bedeutung, wenn man feststellt, dass es sich um ein (!) Grab in Wenigumstadt handelt (hinzu kommen drei Gräber aus Kleinlangheim).

Auffällig sind in diesem Kontext die Ergebnisse der Spurenelementanalysen an den Skeletten. Es zeichnen sich dabei zwei Gruppen mit unterschiedlichen Ernährungsgewohnheiten ab (S. 302). Eine dieser Gruppen verbindet Stauch mit ihren angelsächsischen Zuwanderern, die andere mit ›Leuten aus dem bereits fränkisch durchdrungenen Westen‹ (S. 302). Beide Interpretationen basieren auf der Auswertung der Keramik. Allerdings wird die Keramik aus »dem fränkischen Westen« zuvor (S. 148 f.) noch vorsichtiger auf Absatzgebiete unterschiedlicher Töpfereien zurückgeführt. Bei dieser Erklärung könnte es sich durchaus um eine lokale Gruppe mit wechselnden Bezugsnetzen handeln, und dann drängt sich natürlich wieder die Frage auf, ob diese Gruppe nicht doch kontinuierlicher das Gräber-

feld nutzte, als es die stark gestörten Quellen glauben machen?

Auffällig im Wenigumstadter Keramikinventar ist, dass in den jüngsten Belegungsphasen – ebenso wie in den ersten – Drehscheibenkeramik fehlt. Hatte die Autorin das Auftreten dieser Ware im 6. Jh. mit der Einbindung in ein weiter gespanntes Handelsnetz in Verbindung gebracht, so stellt sich natürlich die Frage, ob das Ausbleiben von Drehscheibenware im 8. Jh. wirtschaftsgeschichtlich zu bewerten ist oder ob der Wert einer Beigabe eher bedeutungslos wurde und lediglich die Funktion zählte?

Neben dem ausführlichen Kapitel zur Keramik hat sich die Autorin auch gleichermaßen mit den Perlen und den Kämmen auseinandergesetzt und in beiden Fällen vor allem Ergebnisse zur chronologischen Untergliederung erarbeitet. Bei den zweireihigen Kämmen waren dabei Größe und Zähnungsverhältnis beider Reihen ausschlaggebend, bei den Perlen die Zusammensetzung der Ketten. Dazu wurden elf Perlenkombinationsgruppen (PKG) definiert (A–L), von denen sich die ersten sechs auf die Arbeiten von U. Koch beziehen und die folgenden drei (G; H; J) für das Wenigumstädter Material erarbeitet wurden. Die PKG K und L treten in Wenigumstadt bereits nicht mehr auf und wurden anhand der Perlen anderer Fundorte bestimmt. Überrascht hat mich der späte zeitliche Ansatz des Mädchengrabes unter dem Frankfurter Dom in das dritte Viertel des 8. Jhs. (PKG K [S. 97]). Die Einordnung erfolgt aufgrund von drei Glasperlen, denn mehr enthält das Grab nicht (A. HAMPEL, *Der Kaiserdom zu Frankfurt am Main. Ausgrabungen 1991–1993* [Nußloch 1994] 129). Nur die blaue linsenförmige Perle wird man davon als charakteristische Form ansprechen können, die bei Stauch allerdings auch schon in PKG J (zweites Viertel 8. Jh.) auftritt (S. 88; 98). Das Frankfurter Grab hätte man aufgrund der Fibeln, der Anhänger und der Glastasse in das späte 7./frühe 8. Jh. datiert (JM III) (vgl. B. WÜHRER, *Merowingerzeitlicher Armschmuck aus Metall* [Montanac 2000] 60 mit Anm. 246; St. THÖRLE, *Gleicharmige Bügelfibeln des frühen Mittelalters* [Bonn 2001] 171 f.). Wenn der durch die Perlen begründete Ansatz richtig wäre, würde das bedeuten, dass die Trachtbestandteile, die man der Spätphase der Reihengräber zugewiesen hat, langlebiger waren. Damit könnte sich dann aber auch das Nutzungsende einiger Nekropolen durchaus nach hinten verschieben (vgl. hierzu bereits R. PÖLLATH, *Karolingerzeitliche Gräberfelder in Nordostbayern* [München 2002] 180 ff. mit Abb. 32–34).

Damit ist dann auch ein weiterer Fragenkreis angeschnitten, für den Wenigumstadt wichtige Ergebnisse erbracht hat. Der Friedhof wurde offensichtlich sehr lange genutzt. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Nachweise dafür vermehrt, dass die Jahre um 700 nicht (überall) zum Ende der süddeutschen Reihengräberfelder führten. Griesheim, Fridingen, Kirchheim am Ries und Mertloch beispielsweise zeigen eine Nutzung bis weit ins 8. Jh. hinein. In Wenigumstadt setzt bereits seit

der Phase 10 (650–670) eine Wiederbelegung älterer Gräberfeldbereiche ein, wenngleich noch die lineare, nach Westen gehende Belegung beibehalten wird (S. 43 Abb. 20). Seit der Phase WU 14 (um 750–Ende 8. Jh.) wurde die Beigabensitte fast vollständig aufgegeben. Nun wurde hauptsächlich im alten Gräberfeldbereich bestattet (S. 53 Abb. 24; 57 Abb. 25), wie Stauch wohl nicht ganz zu Unrecht vermutet, um beim Anlegen der Grabgrube ältere Bestattungen plündern zu können (S. 254). Das Gräberfeld wurde aber vermutlich nur noch als ›Ausweichfriedhof‹ genutzt, wie demographische Daten nahe legen. Der Großteil der Wenigumstädter Bevölkerung wird wohl in dieser Zeit nahe einer Kirche die letzte Ruhe gefunden haben. Chronologisch ist das Ende der Nutzung allerdings nur schwer zu fassen. Ob die Definition einer Phase WU 15 sinnvoll ist, bleibt zumindest fraglich. Die einzig datierte Beigabe, eine Gürtelschnalle mit rechteckiger Blechlasche aus Grab 29 passt durchaus in die zweite Hälfte des 8. Jhs. (S. 56). Als weiteren Hinweis auf Bestattungen des 9. Jhs. wertet die Verfasserin die Gräber mit im Becken gekreuzten Armen (S. 240 Anm. 401). Die drei angeführten Gräber sind aber wenig überzeugend: Der Tote in Grab 60B (Taf. 57) lag seitlich verdreht mit angehockten Beinen, entspricht also keinesfalls einer ›christlichen‹ Bestattung; Grab 54A (Taf. 49) war stark gestört und vom Becken aufwärts total verworfen, der Tote in Grab 131 (Taf. 101) hatte die Arme streng parallel zum Körper. Es besteht also keine Notwendigkeit, Wenigumstädter Bestattungen ins 9. Jh. zu datieren. Allerdings ist schon die Nutzung bis in die Zeit nach 750 beachtenswert.

Hervorzuheben an der vorliegenden Arbeit sind auch die sorgfältigen Auswertungen zum Grabbau und zur Beigabendeponierung. Bei letzterer zeigt sich deutlich, wie sich bevorzugte Niederlegungsareale im Verlauf der Jahrhunderte verändern (S. 258 ff. mit Abb. 109–119). Der chronologische Aspekt spielt auch bei der Untergliederung der Grabformen eine bedeutende Rolle. Ob man der Verfasserin dabei immer folgen will – Unterschiede zwischen ›breiten Kisten‹ und ›schmalen Kammern‹ bzw. ›schmalen Kiste‹ und ›einfachem Sarg‹ überinterpretieren vermutlich in einigen Fällen den Grabungsbefund (Abb. 97) – bleibt unerheblich, bei den sich deutlich abzeichnenden Tendenzen. Auch wenn dabei der Verdacht des ›Selbstzweckes‹ aufkommen mag, dient eine möglichst genaue und vollständige chronologische Einordnung der Bestattungsgemeinschaft doch als Basis für jede weitergehende Auswertung. Und genau als solche ist sie bei Stauch auch zu erkennen.

Das abschließende Kapitel ist der Besiedlung des Bachgaus gewidmet, einer ca. 8 km × 5 km großen Kleinschaft. Stauch legt dazu die bekannten Fundstellen und Funde vor, ordnet sie ein und stellt den Anschluss zu den Schriftquellen her. Auch im Bachgau herrscht ein Missverhältnis zwischen Bestattungsplätzen und Siedlungsfundstellen. Den bekannten Erklärungsmodellen fügt Stauch ein weiteres hinzu: In ihrem Arbeitsgebiet

ließ sich mancherorts eine mächtige Ablagerung kolluvialer Schichten am Hangfuß nachweisen, die ehemalige Oberflächen teilweise meterhoch überdeckt und dadurch unzugänglich macht (S. 290 ff.).

Der erste Band wird durch eine Zusammenfassung und einige Fototafeln beschlossen. Der zweite Teilband ist dem Katalog und den Tafeln vorbehalten, die das Gräberfeld auf vorbildliche Weise dokumentieren.

So bleibt abschließend nur zu betonen, dass es sich bei der Arbeit von Eva Stauch um eine hervorragende Gräberfeldanalyse handelt. Das Lesen der Arbeit war für mich ein Gewinn. Auch wenn die Autorin sich im Vorwort als Schülerin ihres Doktorvaters Walter Jansen sieht, so erinnert ihr detailliertes Vorgehen doch deutlich an Arbeiten von Ursula Koch. Die Arbeit zeigt eindringlich, wie durchdachte Quelleneditionen und -auswertungen neue Informationen erschließen können. Das Vorgehen ist in der Arbeit stets deutlich beschrieben und aufgrund zahlreicher Tabellen gut nachvollziehbar. Man kann nur hoffen, dass künftige Bearbeiter ihrer detaillierten Vorlage – besonders für die Keramik – folgen werden. Als persönliche Bemerkung möchte ich noch auf die teilweise humorvollen, auch selbstironischen Formulierungen der Autorin hinweisen, die beim Lesen des Textes immer wieder unerwartet, aber stets angenehm überraschen.

Mainz

Dieter Quast